

Das Schätzchen

von Karl Kieser

Jochen Schatz ist frisch verheiratet mit einem bezaubernden Exemplar des schönen Geschlechts. Er nennt sie zärtlich sein Schätzchen. Die junge Frau Schatz ist gesegnet mit einem äußerst glücklichen Naturell: fröhlich, aufgeschlossen, immer im Reinen mit sich und der Welt. Ein wahrer Schatz, nicht nur dem Namen nach. Bei ihren gelegentlichen Besuchen in seiner Firma ist sie charmant zu jedermann.

Was liegt also näher als dass sie, auch wegen der Assoziationen, die ihr Name auslöst, bei allen seinen Mitarbeitern alsbald nur „Das Schätzchen“ genannt wird. Mit der Zeit gerät völlig in Vergessenheit, dass die hübsche Frau Schatz mit dem Namen Susanne in ihrer Heiratsurkunde eingetragen ist. Für Freunde, Bekannte und Mitarbeiter ihres Mannes ist sie allgemein nur „das Schätzchen“.

Herr Schatz wird von allen glühend beneidet wegen seiner hinreißenden Gattin. Lange Zeit weiß niemand – auch nicht Jochen Schatz – von dem dunklen Geheimnis seiner Frau.

Das Schätzchen nimmt bei ihren Shopping-Touren nämlich gerne mal etwas mit, ohne zu bezahlen. Es sind immer nur Kleinigkeiten, vor allem aber Dinge, die sie eigentlich überhaupt nicht gebrauchen kann. Zu Hause landen ihre Trophäen, die ihr den Einkauf erst abrunden, sofort wieder im Müll.

Erstaunlich lange geht alles gut, aber eigentlich nur deshalb, weil Schätzchen nur in noblen Boutiquen einkauft und die Inhaber die gute Kundin wegen ein paar Kleinigkeiten nicht in Verlegenheit bringen wollen. Außerdem ist Herr Schatz ein angesehener und sehr begüterter Mann, dem sein häuslicher Frieden sehr wichtig ist und mit dem es sich niemand verderben will.

Doch eines Tages trifft das Schätzchen auf eine Verkäuferin, welche diese spezielle Kundin und Ihre Gepflogenheiten nicht kennt und ihr den Diebstahl nicht durchgehen lassen will. Diese Verkäuferin edler Damenmoden ist noch neu in ihrer Profession und fühlt sich für den wirtschaftlichen Erfolg ihres Arbeitsplatzes verantwortlich. Dummerweise ist der Inhaber des Ladens gerade nicht anwesend, um das Unheil auszubremsen und so kommt es zu einer Anzeige.

Schätzchen zeigt sich zerknirscht und kann nicht verstehen, was da über sie gekommen ist. Auf dem Revier sind alle Polizisten, männlich wie weiblich, von Schätzchens Charme und offensichtlicher schamvollen Reue so beeindruckt, dass man sie am liebsten mit einer Ermahnung laufen lassen würde.

Aber da die Anzeige nun mal vorliegt, muss sie notgedrungen auch bearbeitet werden. Es wird also eine Akte angelegt. Bezeichnenderweise unter dem Namen Schätzchen und die straffällig gewordene Frau Schatz nach Hause entlassen.

Susanne Schatz ist es sehr peinlich, dass man sie bei einem profanen Diebstahl erwischt und auch noch aktenkundig gemacht hat. Sie weiß zwar von ihrer Schwäche für unbezahlte Kleinigkeiten, hat die ganze Angelegenheit bisher aber immer als harmloses Abenteuer angesehen, als kleine Zugabe zu den exquisiten, sicher auch überteuerten Sachen.

Auch wenn man bei der Polizei sehr nett mit ihr umgegangen ist, hat sie die

Feindseligkeit der Verkäuferin tief getroffen, die sie wie eine gemeine Diebin festgehalten und der Staatsgewalt übergeben hat.

Sie weiß natürlich, dass sie ihren Hang zu den kleinen Mitbringenseln besser unterdrücken sollte. Was ihr aber wirklich großen Kummer bereitet, ist die Vorstellung, ihrem Jochen diese Peinlichkeit beichten zu müssen.

Bis zu Jochens Heimkehr am Abend hat ihr sonniges Naturell aber schon dafür gesorgt, dass die unschöne Angelegenheit immer mehr geschrumpft ist bis hin zu einer Winzigkeit, die mit einer besonders liebevollen Zuwendung an den Göttergatten aus der Welt zu schaffen ist.

Jochen Schatz kommt also am Abend in den Genuss einer besonders zärtlichen Ehefrau und weiß sein Glück durchaus zu schätzen. Und dass, obwohl er inzwischen informiert wurde über das Ungemach, das seiner Liebsten zugestoßen ist.

Die verantwortungsvolle Verkäuferin hatte nämlich voll Stolz ihrem Chef bei seiner Rückkehr von ihrer Heldentat berichtet. Sie war erstaunt und frustriert darüber, statt überschwänglicher Lobreden nur tadelnde Nörgeleien, verbunden mit einem Vortrag zu hören, wie der unvermeidliche Schwund in die Preisgestaltung Eingang findet. Gleich anschließend hatte der Ladeninhaber den hoch geachteten Herrn Schatz telefonisch über den bedauerlichen Irrtum einer Hilfskraft informiert und dass die unglücklicherweise erfolgte Anzeige selbstverständlich umgehend zurückgezogen würde. Gemeinsam entwerfen sie ein Milieu, welches die Polizei von der absoluten Harmlosigkeit der Angelegenheit überzeugen sollte.

Und so erfährt die Polizei, dass die Marotte der Frau Schatz bei den Inhabern der Boutiquen, Parfümerien und Feinkostläden in der Stadt bekannt ist und mit Herrn Schatz eine entsprechende Vereinbarung existiert, den Schwund an Kleinigkeiten diskret monatlich auszugleichen. Dass es sich also nicht um einen Diebstahl, sondern um eine geduldete Mitnahme handelt und die neue Mitarbeiterin durch ein Versäumnis des Inhabers bedauerlicherweise noch nicht entsprechend instruiert wurde.

Bei der Polizei ist man erleichtert, dass man die sympathische Frau Schatz nicht auf den dornigen Pfad der Justizverfolgung schicken muss. Zur Sache Schätzchen wird nichts mehr unternommen. Die Akte wird wegen Geringfügigkeit geschlossen.

Jochen Schatz hatte den Schock bei dem Telefonat mit dem Inhaber der Boutique schnell verdaut. Vor allem, weil jener es ihm auch sehr leicht gemacht und einen eleganten Ausweg gezeigt hatte.

Weil er seine Frau wegen ihrer vielen wunderbaren Eigenschaften geradezu abgöttisch liebt, kommt er auch überhaupt nicht auf die Idee, zu Hause ein Donnerwetter zu inszenieren, das Haushaltsgeld zu verknappen, eine Therapie einzufordern oder ähnliches. Herr Schatz ist ein kluger Mann. Daher erweitert er klammheimlich die neu geschaffene Vereinbarung mit der Boutique auf alle anderen einschlägigen Läden in der Stadt, bei denen seine Frau Kundin ist.

Er kann es sich finanziell leisten. Auch wenn er sich darüber im Klaren ist, dass er bald den gesamten Schwund dieser Läden, vielleicht auch noch ein bisschen mehr, übernehmen wird.

Dafür hat er aber daheim eine wunderbar ausgeglichene Frau, die ihm auf vielerlei Art eine ideale Partnerin ist.

Und das Schätzchen? Sie ahnt sehr wohl, dass ihr kluger Mann etwas damit zu tun hat, dass sie von der Anzeige nichts mehr gehört hat. Das findet sie schließlich bestätigt von der Verkäuferin, die ihr eigentlich nicht vergönnt, so ungeschoren davongekommen zu sein und sich eine spitze Bemerkung nicht verkneifen kann. Ihren Jochen liebt sie dafür umso mehr.

Trophäen nimmt sie nur noch selten mit und auch nur dann, wenn sie es für angebracht hält.

* * *

Das zerstörte Herz

von Karl Kieser

Es ist mir peinlich, in seinen Sachen zu kramen. Aber ich bin nun mal der letzte Lebende in der Familie. Bevor die Entrümpler kommen und alles in den Müll schmeißen, muss doch jemand die Papiere sichten. Trotzdem komme ich mir vor wie ein Voyeur. Er war doch mein Vater.

Hinter einem Stapel Bücher kommt noch ein kleines Fotoalbum zum Vorschein. Nanu, wieso steht das nicht bei den anderen Alben? Dieses hier habe ich noch nie gesehen. Hatte er es versteckt? Ist es in Vergessenheit geraten oder war es zu klein und unansehnlich neben den protzigen mit den geprägten Lederrücken? Es sind lauter kleinformatige schwarz-weiß-Bildchen mit weißem, gezacktem Rand eingeklebt. Die meisten sind Schnappschüsse einer jungen Frau. Ein Foto zeigt auch ein Paar. Der Mann ist eindeutig mein Vater. Die Frau, fast noch ein Mädchen, kenne ich nicht. Die beiden sind noch so jung.

Ob sie seine erste Liebe war? Es ist doch klar, dass er schon ein Leben hatte, bevor er meine Mutter traf.

Ganz hinten, vor der letzten Seite, steckt noch eine alte Ansichtskarte vom Gardasee. Frankiert und abgestempelt, aber adressiert an Fräulein Gerda Lupius, hier in der Stadt, nur ein paar Straßen weiter und dicht beschrieben auf dem Grußfeld.

Es liegt ja nahe, dass diese Gerda etwas zu tun hat mit der jungen Frau auf den Fotos.

Das Datum fällt mir sofort auf. Der Absender hat es ordentlich an den oberen rechten Rand geschrieben: 13.7.1962. Ich habe etwas Scheu davor, den Text zu lesen, aber das ist fast 60 Jahre her. Die Urlaubsgrüße können längst nicht mehr relevant sein. Was ich dann aber lese, macht mich sehr nachdenklich.

*Meine liebe Gerda,
ich grüße Dich ganz herzlich aus unserem Sommerurlaub. Das Wetter ist herrlich. Ich
wünschte, Du wärest hier.
Wenn ich zurück bin, werde ich unser Herz besuchen. Du weißt schon, an dem
Baum gegenüber unserer Bank im Park. Wenn ich dort ein Zeichen finde, dann weiß
ich, daß Du Dich für mich entschieden hast. Wenn ich kein Zeichen finde, dann
schlägt Dein Herz doch für Jürgen und ich werde aus Deinem Leben verschwinden.
Ich hoffe sehnsüchtig auf ein Zeichen.
Dein Heinrich.*

Mein Vater hieß Jürgen.

Enthüllen diese wenigen Worte auf der alten Postkarte ein Liebesdrama? Hat Gerda
meinem Vater die Karte gegeben zur Bekräftigung dafür, dass er der Auserwählte
ist?

Und was ist mit dem Herzen im Park? Fehlt dort ein Zeichen?

Die Karte hat mich neugierig gemacht. Ich brauche ohnehin eine Pause und ein
Spaziergang im Park wird mir guttun. Ich werde mir die Bäume gegenüber jeder
Bank mal näher ansehen und erwarte ein in die Rinde eingeschnittenes Herz mit den
Initialen G + H.

Auf einer Bank sitzt eine alte Dame. Sie hat einen verträumten Ausdruck im Gesicht
und hält den Blick auf den gegenüberstehenden Baum gerichtet. Wenn ich ihrer
Blickrichtung folge, sehe ich dort zwar kein Herz, aber glaube zu erkennen, dass vor
langer Zeit die Einkerbungen dort zerstört und unlesbar gemacht wurden.
War das Heinrich oder etwa mein Vater? Sofort empfinde ich eine kollektive
Verantwortung und scheue mich, die Narben am Baum näher zu untersuchen. Vor
allem auch deswegen, weil ich mir vorstelle, dass die alte Dame Gerda sein könnte.

Auf dem Rückweg mache ich gleich noch einen Abstecher zu der auf der Postkarte
angegebenen Adresse. Es handelt sich um ein gepflegtes, mehrstöckiges Gebäude
aus der Zeit des Jugendstils. Auf einem der Klingelschilder finde ich tatsächlich den
Namen Lupius. Das ist ja nun kein so häufiger Name. Im Zusammenhang mit der
richtigen Adresse kann ich wohl davon ausgehen, dass die Familie immer noch hier
wohnt.

Einem plötzlichen Impuls gehorchend schwebt mein Finger schon über dem
Klingelknopf, da werde ich von einer Frau in mittleren Jahren angesprochen:

„Wenn Sie zu Frau Lupius wollen, dann haben Sie kein Glück. Sie ist um diese Zeit
immer im Park.“

Die Frau kommt offensichtlich gerade vom Einkaufen. Sie stellt ihren Korb ab, sucht
den Haustürschlüssel aus ihrem Bund heraus und sieht mich fragend an. Ich starte
mein charmantestes Lächeln, aber meine Antwort ist nicht gerade geistreich:

„Oh, sie wohnen auch hier im Haus?“

„Das will ich meinen! Seit mehr als 20 Jahren wohnen wir schon im Haus von Frau
Lupius. Und die Hausgemeinschaft achtet aufeinander.“

Das ist eine eindeutige Warnung. Sie macht keine Anstalten, die Haustür aufzuschließen und mustert mich unverhohlen. Als ich nicht sofort antworte fragt sie mich misstrauisch:

„Was wollen Sie denn von Frau Lupius?“

Ich beschließe, weitgehend bei der Wahrheit zu bleiben:

„Ach, im Nachlass meines Vaters bin ich auf den Namen Gerda Lupius und auf diese Adresse gestoßen. Ich wollte mich nur vergewissern, dass sie wirklich hier wohnt.“

Meine Erklärung scheint glaubwürdig zu sein, denn Gerdas Mieterin antwortet etwas milder aber mit einer immer noch durchscheinenden Warnung:

„Ja, das tut sie! Und alle ihre Mieter achten auf die alte Dame.“

Ich verabschiede mich mit ein paar Floskeln und mache mich unter den kritischen Augen von Gerdas loyaler Mieterin davon.

Aus Fräulein Gerda Lupius ist also eine alte Dame geworden. Ich bin mir fast sicher, dass sie die alte Dame auf der Bank im Park war. Anscheinend war sie nie verheiratet. Ob dieser Umstand etwas mit meinem Fund zu tun hat? Irgendetwas stört mich daran, dass diese Postkarte im Besitz meines Vaters war.

Hat er nicht als junger Mann mal vorübergehend bei der hiesigen Post gearbeitet? Und habe ich nicht vorhin noch entsprechende Beschäftigungsbelege bei seinen Rentenpapieren gesehen?

Mein Verdacht bestätigt sich. Bis zu seinem 19. Lebensjahr war er tatsächlich bei der Post beschäftigt.

Ist es denkbar, dass **er** die Postkarte unterschlagen hat, um einen Rivalen bei seiner Freundin loszuwerden? Wenn Gerda die Karte nie bekommen hat, dann konnte sie natürlich auch nicht für das ersehnte Zeichen sorgen. Wenn daraufhin der feinfühligste Mitbewerber um ihre Gunst sich tatsächlich ohne Rücksprache aus ihrem Leben zurückgezogen hat, ist aus dem denkbaren Vertrauensbruch meines Vaters womöglich ein großer Kummer entstanden.

Und wer hat dann das in den Baum geschnittene Herz zerstört? War es mein Vater, um für Heinrich ein krass negatives Zeichen – vermeintlich von seiner geliebten Gerda – zu hinterlassen?

Dass sie täglich in den Park spaziert und vermutlich auch manchmal auf der Bank gegenüber dem zerstörten Herzen verweilt, kann eigentlich nur bedeuten, dass sie ihrer verlorenen Liebe nachtrauert.

Ich weiß nicht wirklich, was damals geschehen ist. Aber ich kann mich nicht gegen das Gefühl wehren, dass mein Vater als junger Mann in seiner Verliebtheit zu unfairen Mitteln gegriffen hat.

Wäre es da nicht das Natürlichste von der Welt, die alte Dame zu besuchen, von meinem Fund zu berichten und so ein mögliches Unrecht wenigstens etwas gerade zu rücken?

Aber soll **ich** die Verantwortung für meinen Vater übernehmen und dem vermutlichen Opfer in diesem Drama Auge in Auge gegenüber treten? Wenn es wirklich so abgelaufen ist wie in meinen schlimmsten Befürchtungen, dann muss ich mich für

meinen Vater schämen. Es wäre mir unerträglich, stellvertretend für ihn einen zerstörten Lebensentwurf zu verantworten.

Also doch besser nicht rühren an der Vergangenheit und alles dem Sperrmüll überlassen? Vielleicht ist die Geschichte ja auch ganz anders abgelaufen und meine Einmischung reißt unnötigerweise alte Wunden auf.

Schließlich finde ich eine Möglichkeit, die sowohl mein Gewissen beruhigt als auch der möglichen Verantwortlichkeit meines Vaters etwas Humor entgegensetzt.

Einige Tage später liefert die Post ein Päckchen an Gerda Lupius. Die alte Dame ist überrascht. Vor allem der Absender irritiert sie. Neugierig öffnet sie die unerwartete Sendung und liest verblüfft den obenauf liegenden Brief:

Liebe Frau Lupius,

mein Vater, Jürgen Grothe, ist kürzlich verstorben. Bei der Durchsicht seines Nachlasses bin ich auf Dinge gestoßen, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte.

Die Ansichtskarte vom Gardasee hat Sie möglicherweise nie erreicht.

Bei einer Flaschenpost kann es schon mal passieren, dass eine tückische Strömung dafür sorgt, dass sie sogar unmittelbar vor dem Ziel noch festhängt und nur durch ein erschütterndes Ereignis wieder freigespült wird. Sollte es in diesem Fall so sein, dann bedauere ich das sehr, denn nahezu 60 Jahre sind selbst für eine Flaschenpost eine unentschuld bare Verzögerung.

Hochachtungsvoll

Thomas Grothe

Gerda Lupius schüttelt befremdet den Kopf. Natürlich hat der Hinweis auf Jürgen Grothe etwas ausgelöst bei ihr, aber das liegt schon so weit zurück. Diese Zeit mit Jürgen ist längst verblasst. Und was erzählt sein Sohn da von einer Ansichtskarte und Flaschenpost?

Verwundert kramt sie nach weiteren Hinweisen zwischen dem Verpackungsmaterial. Das kleine Fotoalbum lässt verschüttete Erinnerungen wieder aufleben. Einige Fotografien erkennt sie. Und dann ist da noch eine sauber gespülte Milchflasche, in der sich eine gerollte Postkarte an die Glasfläche schmiegt. Der Flasche sieht man an, dass sie niemals im Meer, ja nicht einmal in einem Fluss getrieben sein kann. Die große Öffnung ist nicht einmal verschlossen.

Geschickt kann sie die Karte mit einer Pinzette aus ihrem gläsernen Sarg befreien.

Die Karte klärt endlich jahrzehntelange Ungewissheit. Alles ist wieder da. Die schwierige Zeit, als Heinrich, ihre große Liebe, sie ohne ein Wort mit seinem ungeborenen Kind allein gelassen hat. Als sie ihren Sohn gegen alle Widerstände alleine großziehen musste, in einer Zeit, als das noch ein unauslöschlicher Makel war.

Auch heute noch gönnt sie sich bei ihrem täglichen Spaziergang im Park manchmal eine Rast auf dieser Bank und denkt an die tiefe Enttäuschung, die sie damals das in die Rinde geschnittene Herz zerstören ließ. Eine Träne bahnt sich den Weg über ihre Wange. Es ist eine Träne des Bedauerns, aber auch der Freude. Gleich morgen wird sie ein gelbes Band um den Baum binden. Es ist zwar viel zu spät, aber das ist nicht mehr so wichtig.



Die ‚Flache Hand‘-Philosophie

von Karl Kieser

Ich bin ein sanftmütiger Mensch. Nichts bringt mich so leicht aus der Fassung. Das hat entscheidende Vorteile für mein Seelenleben.

Leider gehört zu meiner inneren Haltung auch ein grandioses Phlegma, das mich trotz einiger vielversprechender Talente in meinen mittleren Jahren um mein Obdach gebracht hat. Aber das ist nur gut so.

Jetzt ist meine Welt die Freiheit der Straße. Gute Straßen. Die meisten glatt und asphaltiert. Mit ein bisschen Glück bringen sie mich an manchen Tagen hunderte Kilometer voran.

Der Reisedrang ist die große Konstante in meinem Leben. Lange hält es mich nicht an einem Ort. Eigentlich wäre es mir recht, wenn ich ständig unterwegs sein könnte. Ich bin auch schon viel herumgekommen in Kerneuropa. Man kennt mich. Alle, die mir freundlich gesonnen sind, nennen mich den Tippelphilosophen. Tippeln muss ich nur innerhalb der Städte und Ortschaften. Auf Landstraßen und Autobahnen warte ich auf eine Mitfahrgelegenheit.

Ja, nette Menschen gibt es immer noch. Und die müssen mich auch nicht umsonst mitnehmen. Sie bekommen dafür interessante Gespräche mit einem weitgereisten Tippelbruder. Wenn ein Gespräch gut läuft, dann offenbare ich ihnen auch meine eigene Philosophie von der flachen, gebenden Hand. Die hat so viele Aspekte und einleuchtende Argumente, dass meine Gastgeber oftmals aus dem Staunen nicht herauskommen.

Natürlich muss ich manchmal doch noch Überzeugungsarbeit leisten. Nicht jeder kann meine Philosophie auf Anhieb verstehen. Sie können sich ja nicht vorstellen, was für wunderliche Typen mich gelegentlich mitnehmen. Da war zum Beispiel René. Ich erinnere mich lebhaft an ihn, weil unsere Begegnung nicht so gut ausging.

Ich hatte schon ein paar Stunden an der Ausfahrt einer Autobahnraststätte gewartet, als endlich das riesige Straßenkreuzer-Cabrio neben mir hielt; stahlblau und mit viel Chrom glänzend. Der Typ am Steuer, schwarze Haare, schwarze Sonnenbrille, schwarzes Hemd, war mir schon bei seiner Ankunft aufgefallen. Nach seinem Tonfall musste er jetzt gehörig unter Druck stehen, als er mich anraunzte:

„He, du Penner. Du hast doch bestimmt die zwei Mädels gesehen, mit denen ich gekommen bin. Was für ein Auto hat sie mitgenommen?“

Und als ich, meinem Naturell gemäß, meine Antwort bedächtig abwog, fuhr er ungeduldig fort: „Jetzt rede endlich, oder brauchst du eine Extraeinladung?“

Natürlich hatte ich die beiden Schönheiten gesehen. Kein Mann hätte sie übersehen können, als der Typ sein Schlachtschiff mit quietschenden Reifen neben der Toilette gestoppt und mit schon halb geöffneter Hose im Sturmschritt verschwunden war. Vielleicht hätten die zwei Damen das Auto gerne gekapert, aber trotz seiner Dringlichkeit hatte er vorsorglich den Schlüssel abgezogen. So war ihnen nichts anderes übriggeblieben, als sich zu Fuß in die Büsche zu schlagen. Sie schnappten sich ihre Handtäschchen und waren eilig davongestöckelt.

Die endlose Warterei ist mir eigentlich immer zuwider und die Aussicht, mich in den Polstern dieses Ami-Schlittens auszuruhen, war zu verführerisch. Außerdem wollte ich endlich weiter nach Süden vorankommen. Deshalb verriet ich ihm die alternative Wahrheit, die er doch auch unbedingt hören wollte.

„Ja, die zwei hatten es anscheinend sehr eilig. Konnten wohl nicht auf Sie warten. Ich finde es übrigens sehr ungerecht, wie schnell das bei den Mädels immer klappt. Ich dagegen“

Sonnenbrille platzte fast vor Ungeduld, als er mich lautstark unterbrach: „Jetzt laßer nicht rum, du Arschloch. Was für ein Auto war das?“

Es ist mir ja unbegreiflich, wie man sich so echauffieren kann. Er war schon ganz rot im Gesicht. Das kann doch nicht gesund sein. Damit er mir nicht auch noch einen Herzinfarkt bekam, war eine schnelle Antwort nötig:

„Ich würde es Ihnen ja gerne zeigen, aber nachdem die zwei Schönen eingestiegen sind, war der Fahrer plötzlich in Eile und ist zügig abgebraust.“

Sonnenbrille hatte sich wütend den Lichtfilter aus dem Gesicht gerissen und mich hasserfüllt angestarrt. Er war dicht vor der Explosion. Hochgestemmt in seinem Sitz konnte er nur noch brüllen:

„Du dummer Hund sollst mir nur beschreiben ... Los, einsteigen! Aber dalli!“

Sonnenbrille war offensichtlich am Ende seiner Geduld und wollte mich wohl als direkten Augenzeugen zur Identifizierung des Fluchtwagens neben sich haben. Zufrieden mit der Entwicklung wollte ich mich genüsslich in das Leder sinken lassen. Noch bevor mein Rücken zum vollen Kontakt mit dem bequemen Sitz kam, hatte er schon die Kupplung kommen lassen. Zu schnell, wie sich sofort zeigte, denn der schwere Wagen machte nur einen lustigen Hopser, der immerhin zum automatischen Schließen der Tür führte.

Die folgenden Äußerungen meines Fahrers möchte ich hier aus ästhetischen Gründen nicht wiedergeben. Es wurde auch kein bisschen besser, als das Orgeln des Anlassers zunächst nicht den gewünschten Erfolg brachte. Erst das infernalische Blöken des LKW-Typhons direkt hinter uns konnte ihn übertönen. Um ein Haar hätte uns allein der Schalldruck dieses hochseetauglichen Horns aus dem Weg gepustet. Das anhaltende Dröhnen des Typhons muss wohl auch die mindestens sechs Zylinder unseres Motors aufgeweckt haben, denn Sonnenbrille preschte los. Das

Schiff neigte sich bedenklich in die Federn, als wir in der geschwungenen Auffahrt auf die Autobahn rasten.

Ich hatte mich derweil interessiert umgesehen in dem Luxusgefährt. Mitten zwischen den protzigen Armaturen war noch Platz für ein blank poliertes Messingschild mit eingravierten, kunstvoll verschlungenen Buchstaben. Mit einiger Mühe konnte ich ‚René‘ entschlüsseln. Ich bin immer froh, wenn ich meine Gastgeber mit einem Namen verbinden kann.

Für meine Identifizierungsaufgabe war ich innerlich schon auf einen schwarzen SUV festgelegt. Daher war ich vorbereitet, als René brüllte: „Also, wo ist er?“

Ich bitte Sie, so naiv kann man doch nicht sein. Die Mädels hatten theoretisch einen Vorsprung von mehr als einer Minute. Wie konnte er da erwarten, sie nach wenigen Sekunden schon eingeholt zu haben? Aber ich tat ihm den Gefallen und zeigte auf den nächsten dunklen SUV.

Was dann begann, war eine wilde Jagd auf jeden dunklen Geländewagen. Die meiste Zeit fuhren wir auf der äußerst linken Spur. Aber René pflegte einen sehr virtuosen Fahrstil. Er überholte auch schon mal auf der falschen Seite und nutzte kreativ sogar die Standspur. Auf unserer wilden Fahrt lösten wir so manches Hupkonzert aus und so mancher Finger wurde an die Stirn getippt. Während ich freundlich lächelnd nach allen Seiten grüßte, jagte René mit verbissenem Gesicht jeden dunklen SUV, der vor uns auftauchte.

Bei der hohen Geschwindigkeit war es ziemlich laut in dem offenen Wagen. Ich versuchte trotzdem, meinen Gastgeber angemessen zu unterhalten und erklärte ihm meine Philosophie von der offenen, flachen Hand.

Ich habe das schon so oft getan, dass die Sätze fix und fertig, dabei exzellent formuliert, in meinem Kopf bereitliegen. In den meisten Fällen ernte ich dabei ein Spektrum von nachsichtigem Unglauben bis zu verblüfftem Staunen.

René war, wie in vielen anderen Dingen, auch hier eine Ausnahme. Ich hatte sogar den Eindruck, dass er mir gar nicht richtig zuhörte.

Nach nicht einmal einer Stunde war unsere Jagd zu Ende. René musste die beiden Schönheiten wohl endgültig abgeschrieben haben. Er konnte ja nicht wissen, dass er mit seiner Verfolgung von Beginn an chancenlos war. Er fuhr auf den nächsten Parkplatz und hielt den Wagen an. Ich war froh, dass er das Fazit meines Vortrages in relativer Stille vernehmen konnte:

„...und so kann ich mit Überzeugung sagen: mit der offenen, flachen Hand komme ich durchs ganze Land.“

Das ist immer der Moment, wo ich meinem Fahrer erwartungsvoll meine flache, offene Hand hinhalte. Und wieder verblüffte René mich mit seiner Antwort, die mir zeigte, dass er, selbst bei konzentriertem Fahren, trotzdem zuhören konnte.

„Es muss wohl eher heißen: mit der ausgestreckten hohlen Hand schnorre ich mich durchs ganze Land. Und jetzt raus hier, du Spinner!“

Bei diesen Worten gelang es ihm, meine flache Hand vollkommen zu ignorieren.

Ich war fassungslos, dass er meine ausgefeilte Rede mit den glasklaren Argumenten derart missverstehen konnte und muss ihn wohl ungläubig angestarrt haben. Und wieder verblüffte er mich, diesmal erneut durch seine Ungeduld. Denn schon einen Augenblick später war er behände aus seinem Schlachtschiff herausgesprungen, war nach einem kurzen Sprint neben der Beifahrtür wieder aufgetaucht um mich aus meiner bequemen Halterung zu zerren.

Ohne sich selbst oder mir eine kleine Pause zu gönnen, wandte er sich ein letztes Mal direkt an mich:

„Jetzt werde ich dir mal praktisch demonstrieren, wie **meine** Philosophie von der flachen Hand aussieht, du Blödmann.“

Mit diesen Worten hat er seine flache Hand so nachdrücklich an meine Wange gepresst, dass meine Sonnenbrille einen weiten Satz in die Botanik gemacht hätte, wenn sie auf meiner Nase gewesen wäre.

Anschließend brauchte ich erst einmal einen Moment zur Erholung. Als die Taubheit in meinem Ohr abklang, vermischte sie sich mit dem sich entfernenden Röhren des Straßenkreuzers. Ich konnte gerade noch sehen, wie er mir zum Abschied mit der flachen Hand zuwinkte.

* * *

Das Gutachten

von Karl Kieser

„Greif zu, mein Lieber!“

Na, das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Die Kekse sehen ja auch ganz lecker aus. Was mögen die wohl für eine Füllung haben?

Mit dem ersten Biss darf ich nicht zu gierig erscheinen. Schließlich will ich einen guten Eindruck machen. Die beiden beobachten mich gespannt. Ich bereite mich innerlich darauf vor, ein überschwängliches Urteil abzugeben und beiße herzhaft zu.

Ich spüre es sofort, das war ein Fehler. Der Keks hat die Konsistenz von Beton. Die Füllung dagegen ist zu weich. Sie wird nach hinten herausgepresst und landet als satter Klecks auf meinem neuen Schlips. Das ist aber nicht mein akutes Problem. Eigentlich würde ich gerne schnell mal meine Schneidezähne untersuchen, ob sie noch intakt sind oder ob Bruchstücke davon sich mit den Betontrümmern in meinem Mund vermischen. Keramik gegen Beton, geht das gut? Die dentalen Nervenenden melden jedenfalls Alarm und ich kann gerade noch verhindern, alles in die hohle Hand zu spucken.

In den Gesichtern meiner Gastgeber scheint sich etwas zu verändern. Beim Hausherrn wandert die linke Augenbraue Richtung Haaransatz, seine Gattin

bekommt einen besorgten Ausdruck. Habe ich mich etwa schon verraten? Bilden sich Unmutsfalten auf meiner Stirn? Der verkleckerte Schlips reißt jedenfalls keinen von beiden aus dem Sessel. Mein Urteil scheint ihnen wichtiger zu sein.

Der vordersten Reihe meines dentalen Blendwerkes kann ich diese grobe Behandlung unmöglich ein zweites Mal zumuten. Ein Ablenkungsmanöver muss her. Ich hebe die linke Hand zum Zeichen, dass ich noch etwas Zeit brauche, weil ich noch nicht das volle Aroma auskosten konnte. Währenddessen schiebt meine Zunge die Brocken weiter nach hinten, damit sie von den strapazierfähigeren Backenzähnen zu Staub zermalmt werden können.

Es kracht bedenklich, aber wenn die oberste Schicht der Betonkekse erstmal durchbrochen ist, geht es doch einigermaßen zügig weiter.

Bisher habe ich mich, aus Angst um meine erst kürzlich renovierten Kauleisten, nicht auf die Würze konzentrieren können. Doch mit der fortschreitenden Zermalmung kommen immer mehr Geschmacksknospen mit dem Betonstaub in Berührung. In meinem Mund breitet sich ein säuerliches Aroma aus, das nach einer süßen Füllung schreit. Schade, die hat sich ja vollständig auf meinem Schlips entspannt.

Beim Hausherrn strebt nun auch die rechte Braue ihrem Zwilling nach, die inzwischen schon die halbe Stirn erklommen hat.

Die Gattin kann nicht mehr an sich halten. Ihr Timbre schwankt zwischen besorgt und hoffnungsfroh:

„Na, was sagst du?“

Ich kann nur ganz flach durch die Nase atmen. Wenn ich jetzt den Mund aufmache, dann wird der Betonstaub in meine Lunge gesogen. Das wird eine Katastrophe. Das anschließende Husten und Keuchen wird uns den Abend verderben und ich werde nicht einmal mein Urteil abgeben können.

Ich schüttele den Kopf, schwenke meine immer noch erhobene Linke und verdrehe die Augen. Das alles soll signalisieren, dass ich noch Zeit brauche, während ich verzweifelt versuche, den säuerlichen Betonstaub so weit einzuspeicheln, dass ich ihn gefahrlos in meinen Magen umleiten kann.

Was haben die zwei sich eigentlich dabei gedacht? Haben die nicht mal selbst einen Keks probiert, bevor sie sich einen Testesser einladen? Sind wir nicht Freunde?

Doch, das sind wir!

Daher, und weil ich stets an das Gute im Menschen glaube, schließe ich ein Attentat auf meine Gesundheit aus. Gründe für eine mögliche Erklärung fallen mir ein.

Vermutlich hat der ofenfrische Keks viel bissfreudigere Eigenschaften.

Möglicherweise gibt es sogar einen Kipppunkt und der hat die gesamte Keksproduktion erst kurz vor meinem Eintreffen in Beton verwandelt. Ähnlich, nur eben umgekehrt, könnte es sogar bei der Füllung sein, auf die ich inzwischen sehr neugierig geworden bin.

Schließlich ist es nicht das erste Mal, dass ich meiner experimentierfreudigen Gastgeberin als Verkoster diene. Meine Freunde wissen, dass sie sich auf ein wohlwollendes, aber halbwegs ehrliches Urteil verlassen können.

Endlich ist es so weit. Die Ausbeute des ersten, ungestümen Angriffs auf den Keks ist zu einem Brei geworden, den ich vertrauensvoll hinunterschlucke. Das haben

meine Freunde auch registriert. Die Spannung in ihren Gesichtern steigt. Ich wedele weiter mit meiner Linken, während ich stumm mit dem Keks über den Klecks auf meinem Schlips schabe, um wenigstens etwas von der Füllung probieren zu können. Dann nage ich, ganz vorsichtig, an dem leicht beklecksten Keks und schließe verklärt die Augen, während ich erfolglos zu ergründen versuche, aus was im Himmel, diese Füllung bestehen könnte.

Als ich meine Augen wieder öffne, haben sich meine Gastgeber vorgeneigt und starren mich gespannt an. Der Ton meiner Freundin ist jetzt drängend, als sie hervorstößt:

„Also, was ist jetzt? Heraus mit der Sprache!“

Ich lehne mich zurück in meinen Sessel und betrachte den angeknabberten Keks interessiert von allen Seiten. Dann lege ich ihn bedächtig vor mich auf den Wohnzimmertisch. In Gedanken wünsche ich ihm ein langes Leben. Was mache ich jetzt? Ein schmeichelhaftes Urteil wäre Verrat an unserer Freundschaft. Hier hilft nur schonungslose Offenheit.

Noch bevor ich die einleitenden Worte finde, hält es auch mein Freund nicht mehr aus und versucht mich mit der Aussicht auf Rettung meiner Krawatte zur Eile zu drängen:

„Jetzt mach hin, Junge, sonst ist dein Schlips endgültig hinüber.“

Ich sehe meiner Freundin tief in die Augen. Fasziniert bemerke ich, dass sie um eine Nuance dunkler werden. Was mag das bedeuten? Galante Abwege sind jetzt aber nicht angemessen, daher zwingt mich in den Anfang meines Gutachtens:

„Liebe Doris, du weißt, dass ich deine Kreativität bewundere, aber mit diesem Backwerk hast du dein Talent in Stein gemeißelt.“

Ihre Augen werden wieder heller, beginnen zu strahlen. Bei Olav dagegen wandert die linke Braue wieder die Stirn hinauf. Ich weiß ja, dass unsere Freundschaft einige Knuffe verträgt, will es aber auch nicht übertreiben. Deshalb mache ich schnell weiter:

„Noch nie in meinem Leben habe ich ein so interessantes Produkt verkostet. Die Zukunft wird zeigen, wie dauerhaft es die Jahrhunderte übersteht.“

Bei Doris bilden sich zwei steile Falten über der Nasenwurzel. Im krassen Gegensatz dazu wandern bei Olav nun auch die Mundwinkel nach oben. Unbeirrt, aber mit todernster Miene, gelingt mir die Fortsetzung:

„Die Prise Zement, die dem Teig seine unvergleichliche Bissfestigkeit verleiht, wird in perfektem Timing rechtzeitig vor meinem Eintreffen vollständig abgebunden haben. Ich muss meinem Zahnarzt unbedingt erzählen, dass ich sogar Beton mit seiner Spitzenleistung zerkauen kann.“

Doris starrt mich ungläubig an. Oh, ich weiß sehr gut, dass sie von mir mehr Unterstützung erwartet hat.

Olav wiehert vor Vergnügen, als er sich nun an seine Frau wendet:

„Ich hab's dir gesagt, Kurt wird dir diese Missgeburt von einem Keks schonungslos um die Ohren hauen.“

Ich bin noch nicht fertig. Schließlich will ich eine umfassende Expertise abliefern. Also werfe ich Olav einen vernichtenden Blick zu und fahre fort:

„Die leicht saure Würze des Betonstaubes wäre durch eine cremige Süße wunderbar ausbalanciert worden, wenn sich die Füllung nicht bei der geringsten Belastung vollständig davonmachen würde. Die Füllung selbst ist eine bombastische Geschmackssensation. Ich glaube, ich habe Schokoladencreme, Tomatenmark und Erdbeere herausgeschmeckt.“

Olav haut sich vor Vergnügen auf die Schenkel und auch Doris muss inzwischen schmunzeln. Sie ist zum Glück nicht nachtragend und für jeden Scherz zu haben. Eine Empfehlung muss ich noch loswerden:

„Ich komme also zu meinem abschließenden Urteil: dieser Keks ist nahe daran, ein unzerstörbares Kunstwerk zu sein. Er sollte für alle Zukunft unversehrt aufbewahrt werden und sein Rezept sollte auf ewig verschollen bleiben.“

Doris lächelt wieder.

„Also gut, du Filou. Jetzt gib mir deinen Binder, damit ich ihn auswaschen kann.“

„Oh nein, meine Schöne. So wie er ist, wird er mich stets an dieses unvergleichliche Erlebnis erinnern und ihr werdet ihn immer dann wiedersehen, wenn ich zu einer neuen Verkostung eingeladen werde. Vielleicht regt sich dann euer schlechtes Gewissen und ich bekomme wenigstens ein leckeres Abendessen.“

Wir haben noch viel gelacht an diesem Abend. Die Vorschläge zur Vermarktung reichen vom Pflasterstein über Hüpfstein bis zum Schwiegermutter-Geschenk. Der angeknabberte Keks findet seinen Ehrenplatz in Doris' Kuriositätenvitrine. Es ist Doris selbst die schließlich entscheidet, die gesamte Testproduktion – immerhin noch 20 Kekse - im nahen Wald zu verstreuen, als Prüfung für die Robustheit der Kiefer von Wildschwein und Co.

* * *

Notwehr?

von Karl Kieser

„Dieser infernalische Hass in seinen Augen.

Den Schlag selbst habe ich gar nicht kommen sehen. Die Wucht, obwohl nur mit der flachen Hand, hätte mich umgeworfen, wäre ich nicht mit dem Kopf gegen den Aufbau der Anrichte geknallt. Auf der Ablagefläche habe ich mich stützen können, sonst wäre ich sicher auf dem Boden gelandet.

Ich kann das einfach nicht vergessen. Und das alles wortlos und nur, weil ihm das

Essen nicht schnell genug auf dem Tisch stand?

Halb blind, wegen der Tränen in meinen Augen und weil meine Brille quer durch die Küche geflogen war, habe ich ihm das Abendessen hingestellt. Die Wange taub von dem Schlag und auf dem einen Ohr habe ich auch nichts mehr gehört.

Ich schäme mich dafür, dass ich ihn nicht wenigstens zur Rede gestellt habe, auch später nicht. Ich bin mir sicher, an dem Abend hätte er mich auch mit Fäusten geschlagen, wenn ich auch nur den Mund aufgemacht hätte.

Was ist überhaupt los mit ihm? In letzter Zeit ist er seltsam unbeholfen und tapsig. Das war bis vor wenigen Wochen nicht so. Trotz seiner 55 Jahre hat er sich immer kraftvoll und geschmeidig bewegt. Seit Tagen klagt er nun über ständige Kopfschmerzen, weigert sich aber, zum Arzt zu gehen. Er muss selber wissen, was er tut. Wenn ich ihm was sage, schreit er mich nur an. Seit diesen Kopfschmerzen hat auch seine Ungeduld mir gegenüber erschreckend zugenommen.

Ich weiß ja selbst, dass ich etwas langsam bin. Ich brauche eben immer etwas länger. Seit frühester Kindheit habe ich Transuse häufiger gehört als Susanne. Meine Langsamkeit hat ihn auch früher schon auf die Palme gebracht, aber er ist doch bisher nie handgreiflich geworden.

Seit diesem Schlag reden wir nur noch das allernotwendigste miteinander, leben stumm nebeneinanderher.

Wie soll das nur weitergehen? Hätten wir Kinder, dann wären sie inzwischen erwachsen und ich könnte sie um Hilfe bitten. Wir haben nicht einmal Freunde, bei denen ich mir Rat holen könnte. Ich wage schon nicht mehr, ihn anzusehen. Manchmal kann ich direkt fühlen, wie er mich hasserfüllt anstarrt. Woher kommt dieser Hass? Sollen wir den Rest unseres Lebens so weitermachen?

Welch eine Erleichterung, wenn er am Morgen endlich aus dem Haus ist. Dann mache ich es mir gemütlich, kann meinen Träumen von einem ruhigen Lebensabend nachhängen. Hubert ist auch früher schon in diesen Träumen nicht vorgekommen. Ich wäre so gerne ohne ihn. Aber Scheidung? Nach über 30 Ehejahren, mit 50, ohne Ausbildung und Beruf? Diese Schande. Es bliebe mir nur Putzen, für fremde Leute.

Habe ich ihn jemals geliebt? Frisch verheiratet habe ich es mir wohl eingeredet. Aber eigentlich war ich nur glücklich, mein liebloses Elternhaus hinter mir zu lassen. Inzwischen weiß ich, dass es bei ihm ähnlich war.

Der gereizte Waffenstillstand zwischen uns kann jederzeit durch einen neuen Ausbruch unkontrollierter Wut dahin sein. Was mache ich dann? Von den gehässigen Nachbarn kann ich keine Hilfe erwarten. Die rufen höchstens mal Schimpfworte über den Zaun.

*Jetzt ist auch noch Wochenende. Da sitzt er mir den ganzen Tag im Wohnzimmer herum. Um ihm aus dem Weg zu gehen, kann ich mich doch nicht dauernd in der Küche oder im Schlafzimmer aufhalten. Gestern Abend, beim Bügeln, habe ich wieder seine hasserfüllten Blicke gespürt. Warum nur? Weil er Ruhe will an seinem geheiligten Wochenende? Ich bügle schließlich auch **seine** Hemden. Es ist doch beschämend, dass ich schließlich aufgegeben und alles stehengelassen habe. Jetzt, am frühen Sonntagmorgen, habe ich noch ein wenig Muße, kann in Ruhe eine*

Scheibe Toast essen. Wenn er hier sitzt, vergeht mir der Appetit und ich will nur noch weg.

Das Bügelbrett sollte ich vielleicht noch abbauen, auch wenn ich noch nicht fertig bin mit der Bügelarbeit. Womöglich ist das sonst ein Grund für ihn, sich wieder aufzuregen.

Oh Gott, ich höre ihn schon rumoren. Eigentlich habe ich gehofft, noch eine halbe Stunde Ruhe vor ihm zu haben. Vielleicht will er ja nur auf die Toilette.

Oh nein, da ist er schon. Im Schlafanzug. Das hat er noch nie gemacht. Was ist nur los mit dem Mann? Eigentlich könnte er mir leidtun. Er hat bestimmt wieder Kopfschmerzen.'

Hubert stolpert in die Küche. Er hat beide Fäuste gegen die Schläfen gepresst und einen gequälten Ausdruck im Gesicht. Das Haar steht wirr um den Kopf herum. Man kann sehen, dass er leidet.

Da fällt sein Blick auf das Bügelbrett und eine schlagartige Wut verzerrt sein Gesicht. Er stößt die Fäuste nach vorn und will dem Bügelbrett einen wilden Tritt versetzen, obwohl er nur Pantoffeln an den Füßen hat. In seiner Unkoordiniertheit verfehlt er das Klappgestänge, verheddert sich dafür mit dem Fuß im Kabel des Bügeleisens und stürzt. Vielleicht wäre noch alles gut gegangen, wenn es bei diesem Missgeschick geblieben wäre, aber bei dem Sturz reißt er mit dem Kabel auch den Ständer um.

Das Bügeleisen trifft ihn ausgerechnet am Kopf. Die ohnehin schon wahnsinnigen Kopfschmerzen werden dadurch noch weiter verstärkt und bringen ihn endgültig um den Verstand.

Seine unbegreifliche Wut richtet sich sofort gegen Susanne. In dem Durcheinander von Klappgestänge, Bügelbrett und Anschlusskabel kommt er nicht mehr richtig auf die Beine, schafft es nur bis zur halb aufgerichteten Position und wirft sich dann mit einem wilden Schrei auf seine Frau.

Die ist wie erstarrt auf ihrem Stuhl sitzen geblieben. Eigentlich hätte sie längst aufspringen und sich außer Reichweite Huberts bringen sollen. Erst als der auf sie zufliegt, versucht sie es.

Susanne ist wie immer zu langsam. Sie hat sich gerade mal halb von ihrem Stuhl erhoben, als sie von dem massigen Körper Huberts getroffen wird. Ihr Stuhl und sie selbst werden dabei umgerissen. Dem Stuhl brechen zwei Beine weg, als Hubert mit der Brust auf der nun hochstehenden Kante der Sitzfläche landet. Für Susanne ist das ein Glück, denn so reicht er mit seinen Fäusten nur bis zu ihren Hüften.

Mit einem tierischen Heulen krallen und zerren seine Hände an ihren Kleidern. Immer wieder dreschen seine Fäuste auch auf Susanne ein, während sie panisch versucht, von ihm wegzukriechen. Das sind keine gezielten Schläge. Völlig wahllos und planlos arbeiten seine Arme wie Dreschflügel während sich seine Beine noch mehr in dem Durcheinander von Klappgestänge und Elektrokabel verheddern.

Sekunden später erwischt er die Tischdecke und der gesamte Frühstücksaufbau regnet auf ihn herunter. Hubert scheint das nicht einmal zu bemerken. Gleichgültig gegenüber den Scherben der zerbrochenen Kaffeekanne, dem heißen Inhalt und dem klebrigen Matsch, der aus Honig und Marmelade besteht, macht er weiter. Er scheint wieder zu etwas mehr Verstand gekommen zu sein, denn sein Heulen ist zu einem grimmigen Knurren geworden. Susanne fühlt, dass seine Schläge auch mehr

Wirkung haben. Sie versucht immer noch, von ihm wegzukommen, aber Wand und Heizkörper sind im Weg. Alle Versuche, ihn durch Treten auf Abstand zu halten, scheitern. Sie ist zu langsam, zu wenig explosiv, um dieser animalischen Wildheit etwas entgegenzusetzen.

„Ich habe es die ganze Zeit befürchtet. Er muss wahnsinnig geworden sein.“

Verzweifelt tastet sie nach einem massiven Gegenstand, mit dem sie sich verteidigen könnte.

Das Kabel des Toasters, extra lang. Hubert der Alleskönner hat es gleich zu Anfang an ihre räumlichen Verhältnisse angepasst. Sie angelt sich das Teil heran. In Todesangst schleudert sie das Gerät Hubert an den Kopf. Treffer, wider Erwarten und voller Genugtuung. Huberts manische Aggression wird dadurch aber nur kurz gestoppt. Es war nicht genug Wirkung hinter diesem Treffer. Der Toaster wird von seinen rudernden Armen herumgewirbelt. Überraschend zerrt etwas an ihrer Hand: der Stecker des Toaster-Kabels. Er muss bei der verzweifelten Aktion aus der Steckdose gerissen worden sein.

„Ich muss es nochmal versuchen, aber mit mehr Wucht. Mit dem Kabel kann ich mir den Toaster wieder heranziehen. Verdammt, er hängt irgendwo fest. Er muss aber her, ist doch das einzige massive Teil. Zieh, Susanne, zieh! Er wird sich schon lösen. Einmal das Kabel ums Handgelenk und ziehen, mit beiden Händen. Lang gestreckt, flach auf dem Boden, damit er möglichst wenig von mir erreichen kann.“

Erst nach einer Weile bemerkt sie, dass das tierhafte Knurren verstummt ist. Auch Huberts Schläge werden kraftloser und hören schließlich ganz auf.

Hat er sich endlich beruhigt? Ist dieser wahnsinnige Gewaltausbruch vorbei? Sie bemerkt, dass sie sich immer noch mit den Füßen gegen die Sitzfläche des zerbrochenen Stuhles stemmt und mit aller Macht an dem Kabel zieht. Tränen der Erleichterung überschwemmen sie. Schluchzend wagt sie einen vorsichtigen Blick. Hubert liegt still über dem zerbrochenen Stuhl. Sein Gesicht zeigt nach unten, die muskulösen Arme liegen bewegungslos auf dem Boden, die Fäuste immer noch geballt.

„Ich glaube es ist vorbei. Schläft er? Ist das die Reaktion auf diese ungeheuerliche Raserei? Aber warum sieht es dann so aus, als ob er den Kopf steif gereckt hält?“

Es dauert ein Weilchen, bis Susanne das straff gespannte Kabel, an seinem Ohr vorbei, das den Kopf etwas nach links drückt und den Toaster, der fest unter seinem Kinn klemmt, richtig einordnet.

Im ersten Augenblick ist sie entsetzt, will das Kabel um seinen Hals lockern, Hilfe holen.

„Mein Gott, habe ich ihn etwa umgebracht? Ich muss ihm schnell helfen. Das habe ich doch nicht gewollt.“

Doch dann geht ein Zucken durch Huberts Arme. Die geballten Fäuste heben sich. Es ist noch Leben in ihm und Susanne begreift, es ist noch nicht vorbei. Auch wenn sie nicht versteht, was mit ihrem Mann passiert ist, weiß sie doch, dass sie ihm nicht

mehr vertrauen kann.

Plötzlich drängen sich ihre Träume von einem ruhigen Leben in den Vordergrund.

„Jetzt wäre ich so nahe daran. Nur ein paar Minuten entfernt von einem angstfreien Witwenleben. Nur noch etwas länger ziehen.“

Und Susanne zieht. Halbherzig zunächst, wie versuchsweise. Dann entschlossen, mit aller Kraft. Noch lange hält sie durch, selbst nachdem sie sicher ist, dass kein Leben mehr in ihm sein kann.

Dann quält sie sich unter Schmerzen auf die Beine. Sie fühlt sich unendlich müde und zerschlagen. Alles unterhalb ihrer Taille wird ein einziger blauer Fleck sein. Für das Schlachtfeld am Boden hat sie keinen Blick. Ihr Kopf ist leer. Sie weiß nur, so kann das nicht bleiben. Andere sollen die Verantwortung für dieses Chaos übernehmen.

Erschöpft zwingt sie sich zum Telefon, wählt den Notruf.

Die Autopsie ergibt einen , bösartigen Tumor, der die dramatische Wesensveränderung Huberts erklären könnte. Außerdem war da noch ein Hirnaneurisma. In den letzten Augenblicken seines Lebens ist es geplatzt. Als Marcumar-Patient hatte er keine Chance.

* * *

Himmelfahrt

von Karl Kieser

Das war ein harter Tag heute. Drei brisante Besprechungen über sehr unterschiedliche Themen. Aber jetzt kann er seinen seit langem geplanten Urlaub antreten, wenn auch mit leichter Verzögerung. Nach mehr als 10 Stunden höchster Konzentration fühlt er sich ausgelaugt und erschöpft.

Den Weg zur U-Bahn muss er automatisch abgespult haben. Zu viel geht ihm im Kopf herum. Erst als seine Bahn einfährt, kommt er in die Gegenwart zurück, findet einen freien Platz am Fenster und lässt sich erleichtert in den Sitz fallen.

Die Familie ist schon vor zwei Tagen vorausgefahren. Er ist dankbar, heute Geschrei und Gezänk der Kinder und die genervte Gattin nicht ertragen zu müssen. Vielleicht reicht es noch für einem Imbiss vor dem Fernseher.

Müde lässt er den Kopf gegen die kühle Scheibe sinken.

Mit einem Ruck zieht die Bahn an, beschleunigt, immer weiter. Ist das nicht schon jenseits der Endgeschwindigkeit? Die Lichter im Tunnel zischen viel zu schnell vorbei. Ein hell erleuchteter Bahnhof, wie ein langanhaltender Blitz ... und vorbei.

Jetzt bemerkt er, dass auch das typische Ruckeln aufgehört hat. Die Stöße der Schienenstränge ... nicht mehr zu spüren. Dafür wird das Pfeifen der komprimierten Luft in der engen Röhre immer lauter, schwillt zu einem vibrierenden Dröhnen an. Das ist ganz sicher nicht normal.

Er ist aber doch so entsetzlich müde. Nur noch einen Augenblick ausruhen. Inzwischen sollen sich die anderen Fahrgäste über diesen gefährlichen Zustand aufregen.

Aber es regt sich niemand auf. Alles bleibt ruhig.

Gequält öffnet er die Augen, sieht sich um. Nur drei ältere Frauen sitzen getrennt voneinander in dem Waggon. Sie wirken seltsam unbeteiligt und starren blicklos vor sich hin. Die Bahn war doch bei seinem Einsteigen noch gut besetzt. Wieso sind alle verschwunden? Ist er eingeknickt und hat er womöglich auch seine Haltestelle schon verpasst?

Bevor ihn die Ungewissheit völlig hilflos macht, bricht die Bahn schlagartig aus der finsternen Röhre ins strahlend helle Freie. Das vibrierende Dröhnen wird gleichzeitig von einem fauchenden WUSCH mit anschließender wohltuender Stille abgelöst. Aber halt, da ist immer noch das Pfeifen der Luft zu hören, nur jetzt viel leiser.

Beim Blick aus dem Fenster sieht er verstört, wie der Schienenstrang weit voraus, in einer sanften Kurve ansteigend, in den Wolken verschwindet.

Wie ist denn das möglich? Schienen brauchen doch ein Gleisbett und festen Boden. Einen Augenblick lang will er sich der Panik hingeben, aber abgesehen von der immer noch ansteigenden Geschwindigkeit gibt es keine Katastrophe. Die Bahn rast weiter auf ihren freischwebenden Schienen himmelwärts. Kurzzeitig taucht die Struktur einer roten Brücke zwischen den Wolken auf, aber tief, tief unten. Der immer noch ansteigende, geschwungene Schienenstrang scheint sich endlos fortzusetzen. Jetzt bemerkt er auch die stetige Fliehkraft, die ihn in seinem Sitz zum Wageninneren schiebt. Hört die Kurve denn niemals auf? Oder ist das eine Spirale, eine aufsteigende Spirale?

Das kann unmöglich real sein. Träumt er etwa?

Er reißt sich los von dem faszinierenden Blick aus dem Fenster. Die drei Frauen, die diese Fahrt als so selbstverständlich hinnehmen, wissen die vielleicht mehr?

Die Kraft, die ihn auf die andere Seite der Bahn schiebt, ist zwar hinderlich, aber da sie stetig wirkt, kann er sich darauf einstellen. Mühsam stemmt er sich hoch in seinem Sitz und wendet sich um.

Da ist niemand. Er ist völlig allein in dem Wagen. Sind die Frauen etwa, eventuell ebenso wie die anderen Fahrgäste, unbemerkt in einen anderen Zugteil übergewechselt?

Ist dieser hier womöglich der Einzige, der seinen eigenen absurden Weg nimmt? Warum hat ihm niemand Bescheid gegeben? Er muss doch dringend nach Hause, schlafen und morgen seiner Familie nachreisen. Ob er auch versuchen soll, in einen anderen Wagen zu wechseln? Nein, das kann niemals eine Lösung sein für diese wahnwitzige Fahrt. Was ist hier eigentlich los? Diese abwegigen Ereignisse kann doch niemand ernst nehmen. Das kann nur ein Traum sein. Er muss einfach nur aufwachen.

Die Fliehkraft hat stetig zugenommen, obwohl das Pfeifen der Luft immer leiser wird. Er muss sich schon mit den Füßen an den Sitzen auf der anderen Gangseite

abstützen. Laufen durch den Mittelgang ist nicht mehr möglich. Selbst das Kriechen über dem Boden ist wegen der Fußgestänge der Sitze aussichtslos. Er kämpft sich an seinen Fensterplatz zurück. Er liegt nun mehr auf dem Zweier-Sitz und stemmt die Füße über den Mittelgang gegen den jenseitigen Sitz.

Die Bahn hat längst die Wolken unter sich gelassen und befindet sich immer noch auf der aufsteigenden Spirale. Der stahlblaue Himmel liefert keine Hinweise über die aktuelle Geschwindigkeit. Der Schienenstrang ist wegen des hohen Tempos nur noch als diffuses Band erkennbar. Wenn er hinunterschaut, scheint ihm die Erde viel weiter entfernt zu sein, als ihm das von Flügen in 9000 Metern Höhe in Erinnerung ist. Er kann sogar die Krümmung des Erdballs erkennen.

Er will sich gerade wundern, dass er keinerlei Probleme mit der Atmung hat - dieser Waggon muss mit einem Druckausgleich ausgestattet sein - da sieht er, dass weit voraus der Schienenstrang in der endlosen Bläue endet. Kann das eine optische Täuschung sein? Er hat nicht einmal die Zeit, Angst zu empfinden. Bei dem wahnsinnigen Speed dauert es nur einen Wimpernschlag und schon rast die Bahn ungebremst über das Ende des Schienenstrangs hinaus.

Mit einem Schlag ist die Fliehkraft weg. Nicht nur die, auch die Gravitation scheint aufgehoben zu sein. Dieses Gefühl im Magen kennt er noch aus Kindertagen. Er muss sich an seinem Sitz festkrallen, um zu verhindern, frei im Raum zu schweben. Sein Verstand sagt ihm, dass die fehlende Schwerkraft nur freier Fall bedeuten kann. Ohne die Schienen stürzt die Bahn also zurück auf die Erde.

Er wundert sich, dass er diese lebensbedrohenden Umstände so kühl bedenken kann. Eigentlich hätte er sich schon wenige Sekunden nach dem Anfahren der U-Bahn vor Entsetzen um den Verstand schreien müssen. Aber die Ereignisse der letzten Minuten sind dermaßen unreal, dass Vernunft und Unterbewusstsein die Situation wohl einfach nicht ernst nehmen können. In seinem Bewusstsein fühlt er sich dagegen absolut wehrlos und ausgeliefert.

Es wird noch dauern, bis die stürzende Bahn auf dem Erdboden zerschellt. Dieses Ende wird für ihn kein langes Leiden bereithalten. Eigentlich ein tröstlicher Gedanke. Mit Kummer denkt er an seine Familie.

Ist eventuell noch Zeit, ein paar liebevolle Gedanken zu formulieren? Hektisch greift er zu Stift und Notizbuch. Um beim Schreiben nicht wegzudriften, presst er die Füße gegen den Vordersitz und den Rücken gegen die Rücklehne.

Das Notizbuch ist schon wieder sicher verwahrt. Immer noch wirkt die Schwerelosigkeit.

Im Grunde will er absolut nicht wissen, wie weit es noch ist, wieviel Zeit ihm noch bleibt. Viel lieber würde er sich überraschen lassen, als auch noch zu sehen, wie das unvermeidliche Ende auf ihn zukommt. Oder gibt es vielleicht doch noch eine Fortsetzung der bisherigen Wunder?

Er riskiert einen schnellen Blick. Bereit, die Augen sofort vor dem heranrasenden Erdboden wieder zuzukneifen.

Seine Augen werden aber immer größer. Vor der Schwärze des Alls wirkt der leuchtend blaue Planet wie ein Edelstein in der Unendlichkeit. Er kann sich nicht sattsehen an diesem Wunder. Die Erde scheint sich auch immer noch weiter zu entfernen.

Weit voraus ist noch ein Leuchten, wie von einem hellen Stern. Es kommt rasend

schnell näher, wird größer und größer. Ist das ein Raumschiff? Es hat die Form einer zweiten Erde und gigantische Ausmaße. Im Näherkommen kann er erkennen, dass nur ein dunkler Punkt die ansonsten makellose, silbrig glänzende Außenhülle entstellt. Genau auf diesen Punkt rast die Bahn zu.

Längst füllt das Kugelschiff den gesamten Sichtbereich aus. Die geöffnete Hangar-Luke wirkt nun wie das dunkle Maul eines Ungetüms.

Viel zu spät beginnt das Bremsmanöver. Das kann eigentlich nicht gutgehen. Er hat inzwischen aber so viel Vertrauen in die wundersamen Möglichkeiten seiner Bahn, dass er das Haltemanöver zwar mit wild klopfendem Herzen und starr geöffneten Augen, aber mit heimlicher Zuversicht abwartet.

Aus dem nachtschwarzen All rauscht die Bahn in den Hangar des Schiffes. Er kneift die Augen zu. Wird es jetzt krachen?

Es ist gut, dass er die Füße noch gegen den Vordersitz gepresst hat. Sonst hätte ihn der scharfe Ruck am Ende womöglich noch aus dem Sitz geschleudert.

Die anschließende Bewegungslosigkeit ist ungeheuer erleichternd. Licht und Lautsprecherdurchsagen dringen von außen herein. Er öffnet die Augen.

Die U-Bahn steht ruhig im hell erleuchteten Bahnhof. Verwirrt stellt er fest, dass er noch eine Station zu fahren hat.

Seine verkrampften Muskeln flehen um Entspannung. Mit rundem Rücken und angezogenen Beinen stemmt er die Füße immer noch gegen den Vordersitz. Mein Gott, ist das peinlich! Betreten schaut er sich um. Die anderen Fahrgäste tun so, als hätten sie nichts bemerkt.

Sein Puls rast immer noch. Er fühlt die abklingende Adrenalinwelle durch seinen Körper fluten. War das etwa alles nur ein Traum? Oder ist es denkbar, dass er vorübergehend in eine surreale Parallelwelt katapultiert wurde?

Das Notizbuch ... Er angelt es aus der Innentasche seines Sakkos, schlägt es mit dem Zeichenband auf. Da steht es, zwar hastig hingekritzelt, aber unverkennbar in seiner eigenen Handschrift: *Ich liebe euch. Ich wäre jetzt so gerne bei euch. Vergesst mich nicht.*

* * *

Geheimes Leben?

von Karl Kieser

Bernard ist Dekorateur und Tüftler. Schon lange spukt eine Idee in seinem Kopf herum: Wie wäre es, einer Schaufensterpuppe Leben einzuhauchen?

Also, nicht etwa mit einem dauernden Nicken oder Winken, wie beim Wackeldackel oder wie bei der Winke-Katze, sondern durch eine gezielte Bewegung, abgestimmt auf die Betrachter vor der Scheibe. Das müsste doch einen überraschenden Effekt ergeben.

Eines Tages hat er die Möglichkeit, diese Idee zu verwirklichen. Der hohle Innenraum einer weiblichen Puppe bietet viel Platz für die „lebenspendende“ Einrichtung: Servomotoren, Zahnräder und Gestänge für die Kraftübertragung, Batterien und Empfänger für die Fernsteuerung. Bernard verbringt viel Zeit mit ihr und nennt sie liebevoll Eva.

Kopf, Arme und Hände sind zwar beweglich, müssen für seine Zwecke aber nachbearbeitet werden. Mit dem Kopf fängt er an. Es dauert gar nicht so lange, dann kann er den Kopf mit der Fernbedienung drehen. Jetzt ist er natürlich gespannt darauf, wie das Publikum auf den Effekt reagieren wird.

Es ist Sommer, daher bekommt Eva ein verführerisches Sommerkleidchen und einen duftigen Schal um den Hals. Lebensecht geschminkt ist sie einer lebendigen Frau beängstigend ähnlich. Mit den Augen hat Bernard sich besonders viel Mühe gegeben. Wenn Eva einen direkt ansieht, hat man das Gefühl, dass sie bis auf den Grund der Seele blickt. Ein Meisterwerk!

Sie ist die einzige Puppe in den vielen Schaufenstern des Kaufhauses, die so realistisch wirkt, dass man sie für lebendig halten könnte und ein echter Hingucker. Evas Kopf dreht er so, dass sie einem Betrachter, der frontal vor ihr steht, über die linke Schulter schaut. Dann legt er sich mit seiner Fernbedienung auf die Lauer. Er wartet auf einen einzelnen jungen Mann. Allzu lange muss er nicht warten, bis sich ein Proband in der richtigen Größe genau vor die hübsche Eva stellt, um dieses ideale Abbild des weiblichen Geschlechts zu bewundern.

Sobald der junge Mann seine Augen tiefer wandern lässt, betätigt Bernard seine Fernbedienung. Der junge Mann blickt wieder auf und direkt in die Augen von Eva. Bernard hinter seinem Guckloch kann sehen, wie seine Testperson zusammenzuckt. Fühlt er sich ertappt? Der junge Mann sieht nun genauer hin. Eva starrt ihm unverwandt in die Augen, mit diesem seltsam tiefgründigen, intensiven Blick. Nach ein paar Sekunden scheint er sich nicht mehr wohl zu fühlen. Er wendet sich ab und geht weg. Für Bernard das Signal, Evas Kopf wieder in die Ausgangsposition zu drehen.

Der junge Mann ist noch keine zehn Schritte gelaufen. Unschlüssig bleibt er stehen. Schließlich kehrt er um und stellt sich wieder wie vorher vor Eva hin. Aber etwas stimmt nicht. Eva sieht gleichgültig über seine linke Schulter. Er starrt in ihr Gesicht, versucht ihre Augen zu fixieren.

Bernard glaubt zu wissen, was seinem Probanden durch den Kopf geht: *Was hat er sich da nur eingebildet? Seine Fantasie muss ihm einen Streich gespielt haben. Das ist doch eine Puppe!*

Schließlich lässt er seine Augen wieder genüsslich über Evas Kurven wandern. Nur um sich zu vergewissern, dass es die eigene Fantasie war, die ihm etwas vorgegaukelt hat, blickt er nach einer Weile wieder auf, erneut direkt in die Augen von Eva.

Bernard erkennt amüsiert, wie seine Testperson ungläubig die Augen aufreißt. Es ist offenkundig, was in seinem Kopf vorgeht: *Das gibt's doch nicht? Ist die Frau etwa echt, oder will ihn jemand veralbern?*

Er dreht sich um und sucht die Passanten auf verdächtige Reaktionen ab. Es fällt ihm anscheinend nichts auf. Er dreht sich wieder zurück, um den Schaufenster-Hintergrund genauer unter die Lupe zu nehmen. Erst dann wirft er wieder einen Blick auf die Schaufensterpuppe, aber die Schöne hat sich schon wieder abgewendet. Er schüttelt heftig den Kopf, als wolle er eine unangenehme Vision loswerden. Erst als der junge Mann das Kaufhaus betritt, um misstrauisch die Rückseite dieses Schaufensters in Augenschein zu nehmen, verlässt Bernard sicherheitshalber seinen Posten.

Am nächsten Tag beobachtet er zufällig, wie derselbe junge Mann sich wieder Evas Schaufenster nähert. Diesmal hat er einen älteren Gefährten mitgebracht. Der junge Mann zeigt auf Eva und redet aufgeregt auf seinen Begleiter ein.

Das kann Bernard sich nicht entgehen lassen. Er macht sich schnell auf den Weg und stellt sich wie ein zufälliger Passant zu den beiden vor das Schaufenster, die Fernbedienung sendebereit in der Hosentasche.

Der junge Mann sagt gerade: „Sie hat genauso wie jetzt dagestanden, Onkel Heinz. Dann habe ich mir das Fahrgestell angesehen, und als ich wieder hochsah, hatte sie den Kopf gedreht und mir direkt in die Augen gesehen. Ich schwöre!“

Heinz ist skeptisch. Aber er hat anscheinend schon nachgedacht über das Erlebnis seines jungen Freundes, denn das wird deutlich, als er nun antwortet: „Du hast doch einen Knall, Kevin. Vermutlich hat dich jemand vom Kaufhaus auf den Arm genommen. Es kann aber auch sein, dass du dir vorgestellt hast, wie es wäre, wenn das deine Freundin wäre, und was du dann mit ihr anstellen würdest. Dein Unterbewusstsein hat sich dann gegen so abwegige Gedanken gewehrt und der Rest war eine Reaktion deines schlechten Gewissens.“

„Ich bin doch nicht pervers!“, empört sich Kevin. „Und es ist mir doch auch zweimal passiert.“

„Na, dann hast du eben zweimal versucht, sie in Gedanken zu streicheln. Gib's nur zu.“

„Na ja, vielleicht. Aber darum geht es doch nicht. Sie hat mich direkt angesehen. Das habe ich mir nicht eingebildet.“

Beide starren gedankenverloren auf Eva. Bernard gibt mit der Fernbedienung in seiner Hosentasche einen kurzen Impuls.

„Da, hast du das gesehen?“, Kevin zeigt aufgeregt auf Evas Gesicht. „Sie hat sich wieder bewegt.“

Heinz hat die kleine Bewegung auch mitbekommen. Er sucht zunächst im Hintergrund des Schaufensters nach einer Erklärung, sieht sich dann um und wendet sich schließlich an den unbeteiligt wirkenden Bernard.

„Verzeihung, haben Sie vielleicht auch gesehen, dass die Schaufensterpuppe sich gerade bewegt hat?“

Bernard schüttelt zögernd den Kopf: „Gerade eben habe ich keine Bewegung gesehen. Aber ehrlich gesagt, ich habe auch schon an meinem Verstand gezweifelt, denn ich glaube, gestern hat sie ihren Kopf direkt zu mir gedreht.“

Kevin nickt eifrig: „Genau, das sage ich doch. Siehst du, Onkel Heinz, der Mann hat es auch gesehen.“

Während dieser kurzen Unterhaltung hat niemand von ihnen Eva im Auge behalten, aber Bernard hat ihren Kopf heimlich so weit drehen lassen, dass sie direkt auf ihn schaut.

Alle drei schauen nun wieder zurück zu Eva, zwei von ihnen stumm vor Verblüffung. Dann sehen sie sich gegenseitig an. Die anfängliche Begeisterung darüber, dass dieses ungewöhnliche Erlebnis auch von anderen geteilt wird, wandelt sich schnell in Misstrauen.

Bernard ist sich darüber im Klaren, dass er sofort etwas unternehmen muss, damit sich das Misstrauen nicht gegen ihn richtet. Mit beiden Händen gestikulierend platzt er schnell heraus: „Sagen Sie mal, haben Sie etwas damit zu tun? Obwohl ich ganz anders stehe als gestern, sieht sie ausgerechnet mir wieder in die Augen. Seien Sie ehrlich, Sie wollen mich auf den Arm nehmen.“

Kevin schüttelt empört den Kopf: „Nie im Leben, ich will doch selber wissen, wer mich hier veralbert. Vielleicht ist sie ja doch lebendig?“

Heinz reagiert unwillig auf Kevins letzte Bemerkung: „Blödsinn Kevin, die kann gar nicht lebendig sein. Die ganze Zeit hat sie nicht ein einziges Mal mit den Augen gezwinkert.“

Dann sieht er Bernard skeptisch an. „Also, wenn Sie es nicht sind, dann kann es eigentlich nur ein Gag des Kaufhauses sein. Es muss auch jemand auf der Lauer liegen und die Bewegungen bewusst steuern.“

Alle drei wenden sich wieder Eva zu. Kevin und Heinz haben es fast erwartet, aber Bernard ist wie vom Donner gerührt: Eva hat sich wieder, entsprechend ihrer ursprünglichen Pose, von allen dreien abgewendet.

* * *

Havarie

von Karl Kieser

Krax weiß ganz genau, dass seine Karriere wieder einmal auf dem Spiel steht. Aber, er hat sich doch strikt an die Vorschriften gehalten. Wenn etwas falsch

gelaufen ist, dann müssen die Vorschriften falsch sein. Das kann man ihm doch nicht zur Last legen.

Jetzt wartet er darauf, sich vor dem Untersuchungsausschuss der Raumfahrtbehörde zu rechtfertigen. Mit ihm sind der 1. Offizier und der Chef-Ingenieur seines Schiffes vorgeladen.

Die beiden anderen werden zuerst hineingerufen. Es dauert lange, aber Kapitän Krax bleibt zuversichtlich. Schließlich lässt sich anhand des Bordcomputers nachweisen, dass alle Vorschriften eingehalten wurden. Der 1. Offizier hatte zwar Bedenken gegen seine Befehle geäußert, aber Vorschriften sind schließlich dazu da, dass man sich in kritischen Situationen danach richten kann.

Endlich bittet man auch ihn hinein. Krax ist in seiner besten Uniform erschienen und die Uniform der Raumflotte macht schon etwas her. Schneidig betritt er den Verhandlungsraum. Sofort bemerkt er, dass ihm eine feindselige Stimmung entgegenschlägt. Allein die Größe des Tribunals gibt Anlass, eingeschüchtert zu sein, und dann starren ihn auch noch fast alle mit düsterem Gesicht an. Eigentlich hat er nur mit der Leitung der Hangar-Aufsicht, schlimmstenfalls mit der Leitung der Raumstation Terra 2 gerechnet. Mit Schrecken erkennt er aber nun zwei hohe Generäle der Raumflotte, die den Vorsitzenden flankieren. Die anderen kennt er nicht. Sie werden wohl zum leitenden Personal der Raumstation gehören. Was ihn aber mit Panik erfüllt, ist der Vorsitzende selbst, der ihn stirnrunzelnd anstarrt. Raglon, dieser Bastard aus dem Asteroidengürtel des Drakan. Der hat schon die Befragung bei seinem letzten Unfall geführt. Krax ist sich sicher, dass der dafür verantwortlich ist, dass man ihn von den wissenschaftlichen Patrouillen zu den langweiligen Versorgungsflügen der Minenplaneten versetzt hat.

Verunsichert sucht er den Blick seiner Offiziere. Der Erste bemüht sich um ein unbeteiligtes Gesicht, aber Krax glaubt ein Lächeln mit versteckter Genugtuung zu erkennen. Der Chief dagegen schaut recht unglücklich drein. Noch bevor er sich fragen kann, was das für ihn bedeuten mag, legt der Vorsitzende Raglon los. Seine Stimme ist gefährlich leise, als er befiehlt: „Kapitän Krax, schildern Sie uns den Hergang Ihrer letzten Reise mit Ihren eigenen Worten, von Anfang an bitte!“

Krax registriert, dass man ihn nicht einmal aufgefordert hat, Platz zu nehmen. Das ist kein gutes Zeichen. Steif aufgerichtet beginnt er mit ausdrucksloser Miene: „Wir hatten den Auftrag, die Crew der Mine auf Melnak auszuwechseln, Versorgungsnachschub zu liefern und auf dem Rückflug neben der ausgewechselten Crew auch die geförderten Buntmetalle zu laden.“

Alles verlief ordnungsgemäß, völlig ohne außergewöhnliche Vorkommnisse. Die abgelöste Minencrew war allerdings nach 5 Jahren Minenalltag reif für einen langen Heimaturlaub. Sie ließ sich nur mit Mühe auf ihr Quartier beschränken. Der Rückflug mit Überlichtgeschwindigkeit verlief planmäßig, wobei als Ziel die Raumstation Terra 2 eingestellt wurde.“

Die beiden Raumflottengeneräle machen ein durchaus verbindliches Gesicht. Kann es sein, dass sie zu seiner Unterstützung hier sind? Raglon dagegen, immer noch mit finsterner Miene, knurrt: „Und, wie ging es dann weiter?!“

Krax ist wieder etwas zuversichtlicher. Mit fester Stimme fährt er fort: „Der Raum-Zeit-Sprung endete, wie vorherberechnet, weit außerhalb der Erdumlaufbahn in unserem Sonnensystem. Der Rest der Strecke sollte wie üblich mit dem konventionellen Antrieb zurückgelegt werden.

Bei einer notwendigen Kurskorrektur hat sich dann herausgestellt, dass Teile der Steuerdüsen nicht funktionierten.“

Zu ersten Mal meldet sich einer der Generäle zu Wort. „Kapitän Krax, war das Schiff dadurch manövrierunfähig?“

„Keineswegs, General Fock. Etwa 60 Prozent der Düsen, nur an der Steuerbordseite, waren ausgefallen. Damit war das Schiff noch beherrschbar, wenn auch nicht so schnell und präzise, wie es die automatische Steuerung verlangt. Ich habe daher die Geschwindigkeit reduziert und auf Handsteuerung umgeschaltet.“

Der General ist noch nicht ganz zufrieden. „Was haben Sie zu dem Zeitpunkt über die Ursache für diese Ausfälle gewusst?“

Das ist ein wunder Punkt. Letztlich ist er für den Zustand seines Schiffes verantwortlich. Aber er wird natürlich wahrheitsgemäß antworten.

„Diese Ausfälle waren völlig unvorhersehbar. Ich habe den Chef-Ingenieur natürlich sofort mit der Reparatur beauftragt.“

Raglon hat bereits ungeduldig mit den Fingern auf seinem Pult getrommelt. Jetzt kann er nicht mehr an sich halten: „Wenn die Ursache für den Ausfall der Steuerdüsen so unbekannt war, mussten Sie dann nicht mit weiteren Ausfällen rechnen? Warum haben Sie sich der Raumstation trotzdem genähert?“

Krax bemüht sich, jeden belehrenden Ton aus seiner Antwort herauszuhalten.

„Die Vorschriften besagen, dass man sich bei Schwierigkeiten im Antriebssystem so schnell wie möglich und solange es noch geht, einer Position zu nähern hat, wo Hilfe zu erwarten ist. Das gilt in besonderem Maße, wenn Passagiere an Bord sind.“

Der unterdrückte Zorn ist aus Raglons Tonfall herauszuhören, als er zurückblafft: „Ist Ihnen nicht aufgefallen, dass Sie sich in einer solchen Position schon befanden? Sie waren nur wenige Stunden von einer Raumstation entfernt und in keiner akuten Notlage. Warum haben Sie Ihr Schiff nicht gestoppt und den Schaden in Ruhe behoben? Und hat nicht Ihr 1. Offizier genau das empfohlen?“

„Aber die Vorschriften ...“

Mit einer heftigen Handbewegung würgt Raglon die Verteidigungsrede von Krax ab. Das gerötete Gesicht des Vorsitzenden ist ein Warnsignal.

„Jetzt kommen Sie mir nicht noch einmal mit Ihren Vorschriften. Wie ging es weiter?“

Krax blickt von dem wütenden Raglon zu den beiden Generälen, die ein undurchdringliches Gesicht aufgesetzt haben. Im Moment hat er von ihnen wohl keinen Beistand zu erwarten. Immer noch steif aufgerichtet, setzt Krax seinen Bericht fort:

„Der Chief konnte den Fehler nicht finden. Es kam in der Folge zu unerklärlichen Kurzschlüssen. Immer mehr Steuerdüsen fielen aus, auch auf der Backbordseite.

Die Minenarbeiter hatten inzwischen die Reduzierung der Geschwindigkeit bemerkt und begannen zu revoltieren. Meine Besatzung war zahlenmäßig viel zu schwach, um sie im Zaum zu halten. Die Wahnsinnigen stürmten schließlich die Brücke und verlangten die unverzügliche Landung auf Terra 2.

Sie drohten damit, die ganze Besatzung krankenhausreif zu prügeln, sollten wir nicht gehorchen.

Was konnte ich machen, nach den Vorschriften können Passagiere die größtmögliche Rücksichtnahme erwarten.“

Raglon hat eine noch ungesündere Gesichtsfarbe bekommen. Krax beobachtet fasziniert, wie an seiner Schläfe eine dicke Ader pulsiert. Mühsam beherrscht presst der Vorsitzende heraus: „Weiter!“

„In all dem Chaos waren wir inzwischen unmittelbar vor Terra 2 angekommen. Das Hangar-Tor stand offen und der Einweiser dort teilte uns mit, wir sollten das Schiff endlich ausrichten und einlaufen oder den Platz für andere Schiffe freimachen.“

Krax blickt von Raglon zu den beiden Generälen und zurück. Er sieht in düstere Mienen. Niemand sagt etwas. Also wird wohl mehr von ihm erwartet.

„Um endgültig einzulaufen, musste das Schiff mit den verbliebenen Backbord-Steuerdüsen nach Steuerbord geschwenkt werden. Dort war aber inzwischen alles ausgefallen. Die Schwenkbewegung war daher nicht mehr abzufangen und das Schiff musste rechtzeitig und schnell, während der Schwenkbewegung, in den Hangar schlüpfen.

Es war damit zu rechnen, dass die Magnetfeldbremsen des Hangars sowohl die erhöhte Einlaufgeschwindigkeit als auch die Schwenkbewegung auffangen würde.“

Jetzt meldet sich einer der anderen Beisitzer: „Das hätten wir auch hinbekommen, wenn Sie uns wenigstens vorgewarnt hätten. Gegen allzu forsches Einlaufen sind wir ja immer gewappnet, aber wenn jemand mit einem ungebremsten Horizontalschwenk einläuft, sollte man das unbedingt ankündigen.“

Noch bevor Krax auf diesen Einwand antworten kann, greift General Fock ein: „Ein anspruchsvolles Manöver. Ist es denn gelungen?“

„Jawohl, General Fock! Zu 100 Prozent. Dank der außergewöhnlichen Fähigkeiten meines Steuermanns waren Schwenk und Vorschub sehr sensibel aufeinander abgestimmt. Das Schiff kam sauber hinein in den Hangar. Die Vorwärtsbewegung wurde exakt neutralisiert. Auch bei der Schwenkbewegung war eine Bremswirkung durch die Hangar-Bremsen zu fühlen, leider zu schwach.“

Raglon wendet sich an den Beisitzer, der sich eingemischt hatte: „Warum hat die Ausbruchsicherung nicht funktioniert?“

Dessen Antwort ist eindeutig: „Die Bremswirkung für das Ausbrechen eines landenden Schiffes nach Backbord oder Steuerbord ist auf einen Standardwert eingestellt, der für diesen Extremfall nicht ausreichte. Der Kapitän hätte uns über seinen Notfall informieren müssen.“

Raglon wendet sich wieder Krax zu. Seine Gesichtsfarbe hat sich wieder normalisiert, aber man sieht ihm an, dass er immer noch aufgebracht ist darüber, wie

uneinsichtig dieser Kapitän gegenüber seinen eigenen Fehlern ist.

„Kapitän Krax, Sie haben durch Ihr Verhalten nicht nur Menschenleben gefährdet, sondern auch den Hangar von Terra 2 für Tage lahmgelegt und 2 weitere dort geparkte Schiffe beschädigt. Ich werde meinen ganzen Einfluss geltend machen, damit Sie ausreichend Gelegenheit bekommen, über Vorschriften im Zusammenhang mit verantwortlichem Handeln nachzudenken.

Sie haben das letzte Wort.“

Krax fühlt sich zu Unrecht gemaßregelt. Hat er nicht sein Schiff sauber in den Hangar gebracht, und dass, obwohl es zuletzt so gut wie manövrierunfähig war? Vielleicht kann er den Vorsitzenden mit einem kleinen Zugeständnis gnädig stimmen.

„Dass Schäden entstehen durch das strikte Einhalten der Vorschriften, konnte ich nicht vorhersehen. Das habe ich nicht gewollt.“

* * *

Die Enkelin

von Karl Kieser

Geht es mir gut?

Ich bin mir nicht sicher.

Insgesamt bin ich eigentlich ganz zufrieden. Wenn nur nicht dieser Nebel über der Vergangenheit läge.

Seit meine Frau nicht mehr da ist, ist das Haus so unerträglich still, dass ich schon morgens den Fernseher einschalte. Während der Nachrichten löftele ich mein Frühstücks-Müsli. Danach mache ich mir oft genug nicht die Mühe, mich gesellschaftsfähig anzukleiden, und schlurfe im Morgenmantel an Staffelei oder Schreibtisch.

Besucher gibt es schon lange nicht mehr. Es kommen zwar Leute, die mir mein Essen bringen und meine Wäsche abholen, aber die kenne ich nicht.

War das früher nicht mal ganz anders? Die interessanten Gespräche mit einem lebhaften Freundeskreis, sind diese Erinnerungen echt oder nur vage Traumbilder?

Ich bin mir nicht sicher.

Wie schön war es doch, als meine Frau mir den Rücken freigehalten hat und ich nur mit Malen und Schreiben mein Rentnerleben füllen konnte.

Kann ich mich überhaupt noch an ihr Gesicht erinnern?

Ich bin mir nicht sicher.

Unvermittelt melden meine Telefone reihum, nacheinander einen Anruf. In jedem Raum, den ich tagsüber für längere Zeit nutze, steht eines in seiner Ladeschale.

Automatisch frage ich mich, wer das sein könnte. Heute ist doch Sonntag?
Erwartungsvoll melde ich mich mit meinem vollen Namen. Das mache ich immer so.
Ich mag es nicht, wenn sich jemand nur mit „Hallo!“ meldet.
Zuerst bin ich entsetzt, wie kraftlos und krächzend sich die ersten Silben anhören. Ich muss mich räuspern und versuche es nochmal:

„Kurt Mehring!“

Na, das klingt schon besser.

Am anderen Ende meldet sich eine frische, junge, weibliche Stimme:

„Hallo, Opa Kurt. Kannst du dir vorstellen, wer dich so überraschend anruft?“

Noch nie in meinem Leben hat mich jemand ‚Opa Kurt‘ genannt. Ich wüsste auch niemanden, der eine Berechtigung dazu hätte. Im ersten Augenblick bin ich enttäuscht. Eine Fehlwahl? Zufällige Namensgleichheit? Sehr unwahrscheinlich. Also wohl eher ein Enkeltrick, vor dem man immer im Fernsehen gewarnt wird.
Ich bin versucht, das Gespräch mit einer launigen Bemerkung zu beenden. Aber die fremde Stimme klingt so sympathisch. Lass doch mal sehen, wie es weitergeht, wenn ich mich auf ein Spielchen einlasse.

„Hm, der Stimme nach könnte es Angelika sein. Oder doch eher Annika.“

Ich kenne weder Angelika noch Annika. Ich wundere mich selbst, wieso ausgerechnet diese Namen mir so spontan einfallen. Meine Gesprächspartnerin aber jubelt: „Wow, dass du mich gleich erkannt hast. Ja, ich bin`s, Annika.“

Ich habe inzwischen Gefallen gefunden an dem Spiel, möchte es noch etwas weitertreiben und der Unbekannten gleichzeitig ein paar überraschende Hürden einbauen. Thailand fällt mir ein. Klingt sehr exotisch, also warum nicht?

„Du rufst doch nicht etwa aus Thailand an?“

„Nein, ich bin in Frankfurt, am Flughafen, gerade angekommen.“

Donnerwetter! Die Frau ist gut. Auch nicht das kleinste Zögern war zu erkennen. Ich werde es ihr noch etwas schwerer machen. Vor meinem geistigen Auge spult sich eine fröhliche Szene mit einer jungen Thai ab. Wunderbar! Damit kann ich dieses Gespräch herrlich würzen.

„Aber du warst doch so glücklich mit der schönen Sue. Ich weiß noch, wie du gestrahlt hast beim Abflug, als du zu ihr nach Bangkok gezogen bist. Was ist passiert?“

Plötzlich ist echte Trauer in der jungen Stimme, aber sehr fein nuanciert.

„Sue ist tot. Ein Verkehrsunfall.“

Die Frau ist beeindruckend skrupellos. Keine 10 Sekunden, nachdem ich ihre Geliebte erfunden habe, hat sie sie auch schon umgebracht. Und das im Straßenverkehr von Bangkok, was wirklich keine leichte Übung ist. Denn dieser Verkehr besteht eigentlich nur aus einem gigantischen, chaotischen Stau. Ich bin schon sehr neugierig, wie sie mich mit der Hintergrundgeschichte anzapfen will. Ich versuche mal, die Sache zu beschleunigen:

„Das tut mir ja so leid für dich und um die schöne Sue ist es jammerschade. Aber es ist gut, dass du wieder in der Heimat bist. Wie kommst du denn nun nach Würzburg? Brauchst du Geld?“

Wie komme ich bloß auf Würzburg? Egal, alles was mir spontan einfällt, kann ich für den Hindernislauf verwenden, den ich für sie aufbaue.

„Ja weißt du, ich habe da ein Problem. Ich habe Sue nach Deutschland überführen lassen. Nur, jetzt gibt der Zoll den Leichnam nicht heraus, wenn ich nicht mindestens 10.000 € zahle für Transport und Abwicklung.“

Oha, gleich 10.000. Und die Begründung ist sehr dünn. Aber ich bin in Ihren Augen wohl ein leichtgläubiger, seniler Tattergreis, der mit jeder Erklärung zufrieden ist. So einfach will ich es ihr aber nicht machen.

„Du hast ihre Leiche überführen lassen? Aber als Thai war sie doch sicher Buddhistin. Daher müsste sie doch längst verbrannt sein.“

Mal abwarten, was sie daraus macht. Ich rechne eigentlich damit, dass unser Gespräch stockt, um für diese Wendung eine schlüssige Erklärung zu finden. Aber sie erzählt flüssig weiter.

„Oh, das kannst du ja noch nicht wissen: Sue ist mir zuliebe zum Christentum konvertiert. Jetzt soll sie in meiner Nähe in geweihter Erde ruhen.“

Gut pariert, Fräulein. Die Geschichte wird immer bizarrer. Allmählich ärgere ich mich darüber, wie rücksichtslos sie mit meinen erfundenen Figuren umgeht. Ich gebe ihr noch einen Schuss vor den Bug.

„Ich begreife es nicht. Du bist doch überhaupt nicht religiös. Und wann ist das alles passiert? Bist du nicht erst vor 14 Tagen hier abgeflogen?“

„Ach, Opa, das alles hat eine viel längere Geschichte. Schon in meiner ersten Woche in Bangkok ist Sue gestorben. Sie wollte auf dem Markt für uns einkaufen. Ich kann dir gerne ausführlich berichten, aber jetzt brauche ich deine Hilfe.“

Aha, sie wird ungeduldig. Auch mir reicht es allmählich. Aber was mache ich mit ihr? Soll ich die Polizei benachrichtigen? Meine Gesprächspartnerin ist natürlich nicht in Frankfurt am Flughafen und gefasst wird bestenfalls der Geldabholer.

„Wie kann ich alter Mann dir schon helfen. 10.000 € können für dich, dem gefeierten Schlagerstar, ja kein Problem sein und mit meinen 80 Jahren sind meine physischen Kräfte sehr begrenzt. Einen Sarg kann ich nicht tragen. Nicht einmal dann, wenn so ein Leichtgewicht wie Sue darin liegt.“

Ich fühle mich schon als Sieger und bin stolz darauf, dass mir die Wendung mit dem ‚Schlagerstar‘ eingefallen ist. Damit hat sie bestimmt nicht gerechnet. Doch sie plaudert wie selbstverständlich weiter.

„Ich weiß, es klingt verrückt, aber meine Eltern müssen meine Konten gesperrt haben, als ich zu Sue gezogen bin. Das wird sich natürlich klären und du bekommst die 10.000 garantiert zurück. Nur, jetzt am Sonntag kann ich in der Sache nichts unternehmen.“

Toll! Ihre Stimme hat genau die richtige Mischung von Unmut, Unglauben und Verzweiflung. Die junge Frau hat eindeutig Talent. Trotzdem hat sie einen Fehler gemacht, indem sie neue Figuren ins Spiel gebracht hat. Bevor ich aber ihre fiktiven Eltern verbal umbringe, werde ich die leckere Karotte direkt vor ihrem Mäulchen baumeln lassen.

„Und da hast du dich erinnert, dass der liebe Opa Kurt immer größere Beträge in seinem Safe hat?“

„Ja genau. Es macht dir doch nichts aus, wenn ich gleich mal jemanden vorbeischiebe, der die 10.000 abholt?“

Ich hab's doch gewusst. Der klassische Enkeltrick. In diesem Fall die charmante weibliche Variante. Aber jetzt werde ich die Bombe platzen lassen.

„Annika, das kannst du mir nicht antun. Wenn du schon mal in der Gegend bist, dann musst du mich auch besuchen. Vom Flughafen bis nach Sprendlingen ist doch nur ein Katzensprung. Dann kannst du mir auch erklären, wie deine Eltern deine Konten sperren konnten, obwohl sie schon vor zwei Jahren bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen sind.“

Den letzten Satz habe ich mit deutlicher Schärfe und Häme abgefeuert. Am anderen Ende der Leitung ist es still. Zum ersten Mal weiß sie nicht weiter. Vermutlich wird sie kommentarlos auflegen. Es ist ja klar, dass ich sie durchschaue habe, und sie nichts mehr zu erwarten hat. Nach einer längeren Pause antwortet sie aber überraschenderweise doch noch. Ihre Stimme klingt jetzt deprimiert und besorgt.

„Meinst du das ernst, mit dem Flugzeugabsturz? Bitte, sag mir, dass du mich nur veralbern willst. Damit darf man doch nicht spaßen. Dein Sohn Stefan und seine Frau sind gesund und munter. Ich muss es schließlich wissen.“

Was redet sie denn da? Sie will also doch noch nicht aufgeben? Wer ist Stefan? Zum ersten Mal bin ich in der Defensive. Was will diese Frau von mir? Warum soll ich mich plötzlich rechtfertigen?

Das wird mir jetzt zu bunt. Ich werde die Sache beenden!

„Jetzt hören Sie mir mal gut zu, mein Fräulein. Die ganze Geschichte, über die wir geredet haben, ist mir spontan eingefallen und frei erfunden. Ich werde jetzt die Polizei über Ihren dreisten Versuch unterrichten.“

„Oh nein, Opa. Du hast dich so gut angehört, eigentlich wie früher. Ich war mir so sicher, dass es dir besser geht. Ich werde jetzt doch in Würzburg anrufen, obwohl mich dein Sohn ganz schön geärgert hat. Bleib du zu Hause. Ich mache mich gleich auf den Weg. In einer Stunde bin ich bei dir. Dann können wir in aller Ruhe reden.“

Sie hat aufgelegt.

Was war das denn? Will sie sich das Geld nun mit Gewalt holen?

Ich werde einfach nicht die Tür öffnen. Oder sollte ich doch lieber die Polizei benachrichtigen?

Während ich noch abwäge und grübele, klingelt das Telefon schon wieder.

Stefan steht auf dem Display.

Nachdem ich mich gemeldet habe, antwortet eine männliche Stimme in besorgtem Tonfall:

„Hallo Vater, Annika hat gerade angerufen und meint, dass du einen verwirrten Eindruck machst. Wie geht es dir wirklich?“

Ich bin erschüttert über dieses hinterhältige Komplott und weiß nicht, was ich sagen soll. Warum legt er nicht auf? Ich muss jetzt die Polizei benachrichtigen. Nach einer endlosen Pause fährt der Anrufer fort:

„Ich habe den Pflegeservice schon benachrichtigt. Es wird gleich jemand zu dir kommen. Annika will auch bei dir vorbeischauen und ich mache mich jetzt mit Angelika auf den Weg. In etwa 2 Stunden sind wir bei dir.“

* * *